

Otto Waalkes
KLEINHIRN AN ALLE



DIE GROSSE
OTTO
BIOGRAFIE

nach einer
wahren
Geschichte



HEYNE <

In der Kürze liegt die Würze.

Alte Volksweisheit

Vertraute Laute

Hier irrt der Volksmund. Ebenso wie Shakespeare, wenn er ausgerechnet den alten Schwätzer Polonius im *Hamlet* sagen lässt: »Brevity is the soul of wit.« Nein, nicht immer liegt in der Kurzfassung des Witzes Seele. Die meisten komischen Einlagen werden durch Kürzung allein nicht erträglicher, und wenn Shakespeare auch in vieler Hinsicht seiner Zeit weit voraus gewesen sein mag, im Setzen von Pointen war er's selten. Wobei es eine grobe Ungerechtigkeit ist, heutige Maßstäbe an vierhundert Jahre alte Scherze anzulegen.

Komik gilt als verderbliche Ware, da sie meist auf den Normen basiert, die zur Zeit ihrer Produktion gültig waren. Klar, dass heutzutage Anspielungen auf die Willkür eines Mächtigen, die Zaghaftheit eines Heerführers oder die Jungfräulichkeit einer Königin keine Lachsalven mehr erzeugen. Solche Pointen sind stets an die Regeln ihrer Zeit gebunden – gegen welche sollte man sonst verstoßen? Mich wundert umso mehr, wenn vierzig Jahre alte Nummern in meinen Programmen immer noch beifällig aufgenommen werden.

Zum Beispiel eine, die um ein mathematisches Problem kreist und mit den Worten des Sohnes anfängt:

Sohn: Du, Papi?

Vater: Ja, was ist denn?

Sohn: Du, Papi, ich hab hier ne Rechenaufgabe, und die krieg ich nicht raus ...

Vater: Ja, meinetwegen, aber komm nicht so spät nach Hause.

Sohn: Nein! Ich hab hier ne Rechenaufgabe, und die krieg ich nicht raus!

Vater: So, du kriegst das nicht raus? Zeig mal her.

Sohn: Ja, hier, 28 : 7.

Vater: 28 : 7, das kriegst du nicht raus? Elke, dein Sohn kriegt 28 : 7 nicht raus!

Mutter: Ja, dann hilf ihm doch!

Vater: Also, 28 : 7 ...

Und so geht es weiter mit allen möglichen, immer absurderen Beispielen, bis Vater die Nase voll hat:

... 28 : 7, mein Junge, das musst du dir vorstellen, wie ... wie eine Torte! Also, ich hab's jetzt satt. Elke, kauf jetzt 28 Torten!

Mutter: 28 Torten? Für wen denn?

Vater: Na, für uns sieben!

Mutter: Ja, aber wir sind doch nur drei!

Vater: Ja, dann laden wir die Schnedermanns und die Gugelhupfs noch ein!

Mutter: Ja, aber das ist doch viel zu teuer!

Vater: Für die Bildung meines Sohnes ist mir nichts zu teuer! Was der Staat mit seiner verhunzten Bildungspolitik nicht schafft, das müssen die Familien ausgleichen.

Sohn: Ja, aber dann muss ja jeder von uns vier Torten essen! ...

Natürlich hätte man die Szene auf diese Pointe reduzieren können – zum Lacherfolg hätte das aber nicht beigetragen. Im Gegenteil: die Binnenpointen, wenn es um sieben Geißlein, die 28 Wölfe fressen, geht, oder darum, dass sieben Zwerge eine 28-Zimmer-Wohnung gemietet haben, machen erst den Reiz der Nummer aus.

Die Erfahrung, dass Kürzungen oft die schlechteste Lösung sind, wenn es gilt, eine witzig gemeinte Szene zu retten, habe ich schon im Puppentheater gemacht. Dieses Puppentheater hatte mir übrigens mein Vater aus den Resten seiner Tapetenleisten zurechtgezimmert.

Mein Vater war mein erstes Idol. Er konnte praktisch alles. Und er machte auch so gut wie alles. Als Kind bildete ich mir ein, er hätte sogar unseren ganzen Stadtteil Transvaal ganz allein wieder aufgebaut.

In Wirklichkeit gab es dafür die »Selbsthilfe«, eine soziale Wohnungsbaugenossenschaft, die immer genug zu tun hatte für ihn.

Karl Waalkes war, wie gesagt, Malermeister. »Saubere Arbeit ist mein Prinzip« stand auf einem Schild an dem Fahrrad, auf dem er seine gesamte Ausrüstung durch Transvaal schob, vom Farbeimer bis zur Stehleiter.

Von seinen vielen Heldentaten kam mir eine besonders selbstlos vor: Als mein großer Bruder noch klein war und sich ein Fahrrad wünschte, ging mein Vater von Transvaal nach Pewsum, ungefähr 15 Kilometer zu Fuß. Dort nämlich, hatte er gehört, hätte jemand ein altes Fahrrad zu verschenken.

Gut sechs Stunden später kam er mit einem fahrradähnlichen Teil zurück, das mein Bruder mit den Worten quittierte: »So'n ollen Fiets wullt wi nich!« Sinngemäß übersetzt: So eine alte Rostlaube wolle er nicht einmal geschenkt.

Mein Vater machte daraus ein einzigartiges Glanzstück: Nicht nur fahrtüchtig, sondern – und ich zitiere wieder meinen Bruder sinngemäß: Das prächtigste Rad in ganz Transvaal.

In tagelanger Kleinarbeit hatte er den Rahmen nicht bloß neu lackiert, sondern ihm auch mit einer Kerze eine Art Flammenmuster eingebrannt. Damals hätte man gesagt: Aus dem ausgedienten »Drahtesel« war ein rassiges »Feuerross« geworden.

Die Jugendsprache dieser Jahre war bilderbuchmäßig daneben. Vor allem, da sie nie gesprochen wurde, und wenn, dann höchstens in Anführungszeichen. Das dürfte die einzige Konstante solcher Jargons sein: Sobald sie sich so weit herumgesprachen haben, dass auch Erwachsene vor ihrer Benutzung nicht mehr zurückschrecken, nimmt sie kein Jugendlicher mehr in den Mund – er sollte es zumindest nicht mehr. Wenn heute Menschen aller Altersklassen etwas »geil« finden, schrecke ich immer wieder zurück. Jugendsprache existiert sonst nur in »Wörterbüchern der Jugendsprache« und schlechten Kabarettscenen.

Kein attraktives Mädchen wurde zu meiner Zeit »steiler Zahn« genannt. Und kein »vergammelter Macker« ging »eine duftende Miese anbohren«. Der Begriff »Drahtesel« klingt noch alberner und dürfte noch älter sein, ich tippe auf die Zwanzigerjahre, als der Berliner Volksmund sich mit Superlativen wie »schnaffte!« oder »primig!« dicke tat und sein Erstaunen so ausdrückte: »Ick gloob mir wächst ne Feder, Männeken!«

Ich staunte übrigens auch: Für seine erste Reaktion auf das »olle Fiets« bezog mein Bruder nämlich die einzige Tracht Prügel, an die er sich erinnern kann. Mich schlug mein Vater nie. Und nur einmal war er sehr kurz davor, mir einen Farbeimer an den Kopf zu werfen.

Er hatte mich zu einem Innenanstrich mitgenommen, doch anstatt ihm zu helfen, bestand mein einziger Beitrag darin, dass ich meinen Namen und ein rundliches Rüsseltier, das mein Markenzeichen werden sollte, in ein frisch lackiertes Fensterbrett einritzte.

Den *Ottifanten* hatte ich auf der Schule entwickelt. Ein missglücktes Selbstporträt, sagt die Legende – und wie sollte ich es wagen, einer Legende zu widersprechen? Dass auch F. K. Waechters Elefanten-Zeichnungen anregend waren, gebe ich gern zu. Denn Waechter war ein großartiger Zeichner. Mein Vater strafte mich für meine Signatur

seines Fensterrahmens, indem er mir Arbeitsverbot erteilte und so weitere Hilfsaktionen ersparte.

Im Krieg hatte mein Vater nicht mitgekämpft, da er sich als junger Mann ein Bein gebrochen hatte. Das war passiert, als er über die Baumstämme balancierte, die im Emdener Hafen lagen und auf ihre Weiterreise warteten. Der Bruch war so laienhaft behandelt worden, dass sein linker Fuß immer noch etwas schief stand. »Tja, Glück muss man haben.«

Dieser Kommentar zeigt, dass mein Vater Sinn für komische Wendungen hatte und alles andere als ein Kriegsheld werden wollte.

Er sah auch nicht nach einem aus: Klein gewachsen, sodass sein Kopf fast zu groß geraten schien, meist ein verschmitztes Lächeln zwischen leicht geröteten Wangen und ein Ausdruck in den Augen, den man listig nennen könnte – das Wort drollig ist ja aus der Mode gekommen.

Politisch stand er links – das heißt, in Transvaal eher rechts, denn hier lebten Kommunisten, und mein Vater war in der SPD.

Ein mutiger Mann, der sein Leben dafür gekämpft hat, dass es seiner Familie gut ging. Uns glücklich zu sehen, das machte ihn glücklich. Vermutlich habe ich von ihm diesen Ehrgeiz übernommen, anderen Freude zu machen oder, sagen wir, ihnen wenigstens einen netten Abend zu bereiten. Dafür stehe ich heute noch auf der Bühne. Es ist dieses Grundbedürfnis, allen zu gefallen, das Jay Leno für jeden Performer gültig formuliert hat: »You did your work and the more people you can please with it, the better it makes you feel.«

Höchstwahrscheinlich ist mein Vater für mein ausgeprägtes Harmoniebedürfnis mitverantwortlich – in meinem Gewerbe nicht unbedingt ein Vorteil. Scharfe Provokationen darf man von mir nicht erwarten und Vertragsverhandlungen sollte man mir möglichst nie überlassen. Ich werde auch dabei nicht ganz ernst genommen und neige schon aus Gleichgültigkeit zu Lösungen, die von anderen, die eindeutig davon profitieren, dann gern als »fairer Kompromiss« bezeichnet werden. Man könnte sagen, ich bin in dieser Beziehung ein Trottel – doch werden nicht die meisten Dummheiten aus Gefälligkeit gemacht?

Zufriedenheit konnte man meinem Vater ansehen: Wenn er in der guten Stube saß, im kleinen Kreise seiner Lieben, und alle glücklich waren, weil meine Mutter alles bereitgestellt hatte, die Kanne auf dem Stövchen, das Milchkännchen mit dem Schöpflöffelchen, den Teller mit dem Selbstgebackenen, dann wurde sein Lächeln

noch breiter, glühten seine Bäckchen noch röter, und seine Äuglein glänzten feuchter.

Er hatte nah am Wasser gebaut, ganz wie es sich für einen Emdener Seemannssohn eben gehört. Diese Sehnsucht nach einer heilen Welt ist mir nicht fremd. Für jemanden, der, wie mein Vater, seine Welt in Trümmern gesehen hat, kommt sie mir ganz selbstverständlich vor.

Dass seine ganze Generation lieber anheimelnde Heimatfilme als anarchische Komödien angeschaut hat, ist doch begreiflich.

Vielleicht war seine Vorliebe für Kreuzworträtsel auch mit diesem Harmoniebedarf zu erklären. Wenn mein Vater wieder eines gelöst hatte, sein Pfeifchen im Mundwinkel und ein Gläschen Doppelkorn in Reichweite, war seine Welt in Ordnung.

Meine Mutter hat niemals Alkohol getrunken, sie war süchtig nach einem anderen Rauschmittel. Tee, genauer gesagt Ostfriesentee, eine besonders starke Spezialmischung aus verschiedenen Anbaugebieten. Zwei große Teeproduzenten sorgten zuverlässig für Nachschub: Thiele aus Emden und Bunting mit Stammhaus in Leer. Bei uns wurde natürlich Thiele-Tee getrunken.

Tee spielt in Ostfriesland eine große Rolle, Zubereitung und Verabreichung sind zeremoniell und unterliegen einem traditionellen Protokoll: Vorgewärmte Kanne, Teemenge, Ziehzeit – da muss alles stimmen. Der trinkfertige Tee wird in kleine dünnwandige Porzellantassen auf ein Kluntje (hochdeutsch: ein Stück Kandiszucker) gegossen, das knacken muss, wenn es mit dem Heißgetränk in Berührung kommt. Um die Hitze zu halten, wird die Kanne dann auf ein sogenanntes Stövchen gestellt, in dem ein Lichtlein brennt. Dem Tee in der Tasse wird nun ein Tröpfchen Sahne zugefügt, genauer gesagt ein Teilchen der Fettschicht, die sich bei frischer Milch früher oder später auf der Oberfläche bildet.

Man lässt es rund um den Tassenrand hineintröpfeln, möglichst gegen den Uhrzeigersinn.

So kann man die Zeit anhalten, glauben wir in Ostfriesland.

Bei vorsichtiger Behandlung entstehen aus dieser sahnigen Zutat dann weiße Wirbel und Wölkchen in der braunen Brühe. Denn, und das ist ganz wichtig, umgerührt wird nicht! Niemals! Der kostbare Kandis muss für mindestens drei Tassen Tee reichen. Man hat sich also bedächtig, von der milden Oberschicht verführt, durch den bitteren Tee bis zur süßen Neige durchzutrinken: Per aspera ad astra, wie unser Lateinlehrer zu sagen pflegte. Durch Leiden zum Genuss.